Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 27. Bromberg, den 26. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(10. Fortsetzung.)

Walter Ralff war unterdes näher zu Else herangetreten, die während des kleinen Rededuells schweigend die letzten Vorbereitungen für den Nachmittagskaffee getroffen hatte.

„Ein guter Geist hat mich anscheinend hierher geführt!" sagte er, auf die Schätze des Kaffeetisches deutend. „Napfkuchen und Mokka double, Sonne und die schönsten jungen Damen der Gegend und Umgegend. Wirklich zuviel Glück für mich schlechten Menschen!"

„Also Sie fangen doch endlich an, Ihre Schlechtigkeit selbst einzusehen!" erwiderte Else, ihm zum erstenmal ihr heißes Gesicht zuwendend. „Dann will ich heute noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen und Ihnen eine Tasse Kaffee einschenken!"

„Er bekommt aber nicht ein Stückchen Kuchen", rief Eva dazwischen. „ehe er nicht gebeichtet hat, wo er den ganzen Tag gesteckt hat!"

„Das sind Staatsgeheimnisse!" wehrte Walter lächelnd ab, während er einen breiten Streifen Napfkuchen hinter seinen prachtvollen Zahnreihen verschwinden ließ. „Sehen Sie, Fräulein Else ist nicht so grausam wie Sie, daß sie mich bei lebendigem Leibe langsam Hungers sterben lassen will!" — —

Eine Zeitlang schwiegen sie, ganz dem Genuß des Augenblicks hingegeben.

Das verblaßte Tütenblau der Rivieralaube, wie sie Walter gleich am ersten Tage getauft hatte, leuchtete sanft in die grünen und goldenen Töne des stillen Sommertages.

Ein künstlerisch veranlagter landwirtschaftlicher Eleve hatte einst an dem alten Holzbau seine malerische Begeisterung ausgetobt und eine Farbenorgie in Blau und Silber in die ländliche Schlichtheit der Stangenbohnen- und Erbsenhecken hineingestellt.

Und ringsum breitete sich der Garten im Sonnenschein.

Ein Kreuzweg lief zwischen den sauberen Gemüsebeeten hindurch, von dichtem, altväterischen Buchsbaum eingefaßt.

Dahinter aber blühten längs des schönen Ligusterzaunes der Stolz Fräulein Sperlings, ihre selbgezogenen Bauernblumen Balsaminen, Jungfer im Haar und brennende Liebe. — —

„Hier könnt ich bis an mein seliges Ende sitzen und Napfkuchen essen!" sagte Walter nach einer Pause mit einem schwermütigen Augenaufschlag. „Und Ihnen scheint es auch nicht schlecht zu schmecken, Fräulein Evchen! Rauchen Sie übrigens, meine kleine Unbändige?"

„Na ob! Nicht zu knapp, selbstmurmelnd! Sie stellen manchmal zu geistreiche Fragen! Fräulein Sperling ist ja heut weit vom Schuß! Die haben Sie mit Ihrer Frühpartie direkt an den Rand des Grabes gebracht!"

„Das tut mir aufrichtig leid! Sie wissen ja, wie sehr ich unsern vortrefflichen Hausgeist verehre!"

„Das beruht durchaus auf Gegenseitigkeit!" versetzte Eva und blies einen kunstvollen Rauchring in die unbewegte Luft. „Ich bewundere, welch eine Anziehungskraft Sie anscheinend gerade auf ältere Damen ausüben!"

„Oh, ich glaube, ich werde zuweilen auch noch jüngeren Jahrgängen gefährlich!" entrüstete sich Walter.

„Na, an Bescheidenheit sterben Sie einmal bestimmt nicht, Verehrtester! Nun müssen Sie uns aber endlich verraten, wo Sie heut schon so früh gewesen sind!"

Walter bewegte gelassen die Hand.

„Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen, Fräulein Evchen! Also, ich bin sozusagen errötend Ihren Spuren gefolgt und auf der Abtei gewesen!"

„Auf der Abtei?"

Erstaunt sah sich die beiden Schwestern an.

„Allerdings! Ich bin mit Herrn Hegemeister Schwarzer hinübergefahren, um die historische Fundstätte der Brieftasche einmal in aller Ruhe und Gründlichkeit zu besichtigen. Und nun möchte ich an Sie eine sehr schwerwiegende Frage richten, die ich Sie wahrheitsgemäß zu beantworten bitte: Haben Sie neulich auf der Insel geraucht?"

Else schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Ralff! Das kann ich mit gutem Gewissen auf das Bestimmteste verneinen!"

„Ich danke Ihnen", versetzte Walter befriedigt. „Jetzt sollen Sie auch erfahren, wie ich zu dieser Frage gekommen bin!"

Und er berichtete ganz kurz von seiner Entdeckung des Zigarettenrestes.

„Ich bin dann mit dem Hegemeister, der auf dem Forstamt zu tun hatte, am Vormittag noch nach Neudietersdorf hineingefahren und habe in mehreren Zigarrengeschäften sofort unauffällig nachgefragt, ob diese Zigarettenmarke dort irgendwo geführt wird. Um es gleich zu sagen: ohne jeden Erfolg! Dann haben wir der Schröterschen Weinstube noch einen kurzen Besuch abgestattet und jetzt haben Sie mich in Lebensgröße wieder!"

Else sah beschämt in ihre Tasse.

„Wir haben Ihnen unrecht getan!" sagte sie, leise errötend. „Wir vermuteten Sie bei Ihrer ersten Porträtsitzung im Schloß!"

Der Maler lächelte.

„Man muß Vertrauen haben, Fräulein Else!" sagte er dann mit einem warmen Blick. „Sie werden mich in nächster Zeit vielleicht noch manchmal vermissen. Denn ich befinde mich jetzt auf dem Kriegspfade: das Geheimnis von Neudietersdorf; spannender Kriminalfilm in sechs gewaltigen Akten. Herrliche Naturaufnahmen. Erste Berliner Schauspielkräfte. In der Hauptrolle der reizende neue Filmstern Fräulein Evi Eva!" schloß er, die Kleine neckend an den dicken Zöpfen ziehend.

— — —

Als Walter gegen Abend wieder nach dem Inspektorhause herüberkam, rasselte gerade der Neudietersdorfer Dogcart auf den Hof, und Klaus sprang vom Bock.

„Entschuldige die Verspätung!" begrüßte er den Freund. „Aber ich hatte daheim noch etwas sehr Wichtiges zu erledigen: Ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein!"

„Aber bitte, lieber Junge, ich kann warten!" gab Walter lachend zurück. „Nur du hast einen nahrhaften Kaffeeklatsch und einen fabelhaften Napfkuchen versäumt!"

Klaus fuhr sich mit dem Taschentuch über die heiße Stirn.

„Ich bin auf solche Genüsse vorläufig noch nicht eingestellt, später vielleicht, wenn ich die Damen begrüßt habe. Jetzt möchte ich dich aber erst einmal allein sprechen!"

„Der Fund auf der Abtei mit all seinen seltsamen Begleiterscheinungen läßt auch mir Tag und Nacht keine Ruhe!" sagte er dann, als die beiden Freunde auf dem Sofa in

Walters kleinem Wohnzimmer saßen. „Und so bin ich denn heut mittag noch einmal an die undankbare Arbeit der Entzifferung der Briefreste gegangen. Und diesmal hatte ich endlich Glück. Es ist mir gelungen, einige Bruchstücke richtig zusammenzusetzen!“

Er hatte bei den letzten Worten einen Briefumschlag aus der Tasche genommen und vor sich auf den Tisch gelegt.

„Es sind nur wenige Zeilen, die ich rekonstruieren konnte, aber ihr Inhalt ist sehr bezeichnend. Es handelt sich offenbar um einen Liebesbrief. Auch glaube ich, die Adressatin festgestellt zu haben!“

„Es ist die Baronin Rhaden!“ warf Walter trocken ein.

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Sieh', zunächst dies: „Liebste Sib . . .“ Dann findet sich in der am besten erhaltenen Zeile sogar der volle Name. „Mach Dich frei, Sibyl, ein Weiterleben ohne Dich ist mir unmöglich —“. Der Name Sibylle, zumal in der englischen Abkürzung Sibyl, ist an sich ungewöhnlich und selten. Eine andere als die Baronin kann nach der ganzen Sachlage überhaupt nicht in Frage kommen!“

Walter war mit den von Klaus auf einen Karton geklebten Brieffetzen ans Fenster getreten und studierte sie lange und aufmerksam.

„Du hast recht!“ sagte er endlich. „Es sind Teile eines leidenschaftlichen Liebesgeständnisses, das offenbar dem Gatten in die Hände gefallen ist. Man soll doch keine Briefe schreiben!“ schloß er philosophisch.

„Und was hältst du nun von diesem Briefe?“ fragte Klaus nach einer nachdenklichen Pause.

„Ich bin mir über seine Bedeutung noch nicht ganz klar. Nehmen wir einmal an, er habe dem Baron einen bündigen Beweis für die Untreue seiner Frau erbracht, so wäre es durchaus verständlich, wenn dieser in einem Zustand plötzlicher schwerer Depression selbst Hand an sich gelegt hätte. Daß er am Vorabend seines Todes seelisch völlig aus dem Gleichgewicht war, ist ja von zwei Zeugen einwandfrei festgestellt worden. Fraglich bleibt, ob ihm nach seiner ganzen Wesensart ein Selbstmord überhaupt zugetraut werden konnte!“

„Fräulein Lore lehnt jeden Gedanken an einen solchen entschieden ab!“

Walter wiegte den Kopf.

„Fräulein Lore ist ein junges Mädchen, ohne Welt- und Menschenkenntnis. Es ist doch aber ohne weiteres klar, daß es Fälle gibt, wo auch ein Mann von starkem Charakter, wenn er die Ideale seines Lebens in den Staub sinken sieht, einen freiwilligen Tod einem entgötterten Dasein vorzieht. Zweifellos hat der Baron trotz allem, was vielleicht zwischen den Gatten gestanden hat innerlich noch immer sehr an seiner Frau gehangen, so daß die klare Erkenntnis, von ihr betrogen zu sein, bei dem feinfühligen und leichtverletzlichen Aristokraten sehr wohl einen völligen Zusammenbruch hervorgerufen haben kann!“

„Du neigst demnach also auch der Annahme eines Selbstmordes zu?“

„Ich halte ihn zum mindesten nicht für ausgeschlossen. Und wir müssen mit allen Möglichkeiten rechnen. Jedenfalls steht aber nach den Briefresten fest, daß die Baronin an dem Drama im Neudietersdorfer Walde einen wenn auch vielleicht nur passiven Anteil gehabt hat! Unsere nächste Aufgabe wird daher darin bestehen, vor allen Dingen erst einmal den Schreiber dieser Zeilen festzustellen!“

— — —

Kurt von Rhaden war schon seit Sonnenaufgang unterwegs gewesen.

Wie oft in schweren, drangvollen Lebenslagen hatte es ihn in die Freiheit der Natur hinausgetrieben, ob ihm vielleicht aus einer geheimen Zwiesprache mit dem Rauschen und Raunen von Wald und See ein rettender Ausweg, ein Leitstern im Dunkel der Zukunft erstehen würde.

Gegen Mittag hatte er in einem verlassenen Dorfkruge eine kurze Rast gemacht und dann seine ruhelose Wanderung von neuem aufgenommen.

Die Aussprache mit Sibylle hatte seinem seelischen Gleichgewicht den Rest gegeben, daß er seitdem wie in einer brennenden Wirrnis lebte, in der all' seine Gedanken einmündeten und wieder vergingen.

Er fühlte mit erbarmungsloser Klarheit, daß mit diesem Zusammenstoß auch das letzte innerliche Band zwischen ihnen zerrissen und die Frau, an die er mit dem Selbstbetruge des Liebenden immer wieder zu glauben versucht hatte, in dem ewig alten Kampfe der Geschlechter zu seiner erbittertsten Feindin geworden war.

Vergebens rang er gegen die dunklen, unfaßbaren Mächte, die mit seiner sonst so ruhigen, selbstsicheren Natur ihr rätselhaftes Spiel trieben und ihn bis auf den Urgrund seiner Seele mit quälenden Sehnsüchten und Wünschen erfüllten.

So lag er lange in einem einsamen Heidewinkel und schaute zu den hohen Kieferwipfeln hinauf, in denen das Sonnenlicht wie ein flimmerndes Goldnetz hing.

Zur Linken dämmerte der See stumm, schläfrig-bleiern in der Mittagszeit.

Und in der harzduftenden Schwüle des großen Schweigens formten sich ihm allmählich wieder andere Gedanken, Gedanken einer Anklage, so groß und vernichtend, daß er am liebsten laut aufgeschrien hätte, nur, um der kaum mehr erträglichen Spannung seines Innern Luft zu machen.

Er, der stolze, aufrechte Mann, hatte sein Begehren nach fremdem Hab und Gut erhoben; gemeiner als der gemeinste Dieb hatte er sich vorgesetzt, aus sicherem Hinterhalt heraus, eine hilf- und schutzlose Waise um Heimat und Erbe zu berauben.

Es war dem einsam Sinnenden zumute, als ob er verzweifeln müßte, so sehr hatte er die Herrschaft über sich selbst verloren.

Er hatte die klare Überzeugung, daß nur eine sofortige Flucht, eine restlose Lösung aus den Neudietersdorfer Verhältnissen ihn vor einem endgültigen Einsturz seines ganzen Lebens und Seins bewahren konnte.

Er sehnte sich nach einem befreienden, mannhaften Entschluß und fühlte sich doch immer enger, erstickender von den Maschen eines unsichtbaren Netzes umstrickt. —

Am späten Nachmittag kam er endlich wieder zur Orangerie zurück.

Auf einmal war ihm eingefallen, daß tags zuvor ein neuer Eindecker aus Johannisthal eingetroffen war, der in Neudietersdorf zu einem Wasserflugzeug umgebaut und vorher noch auf seine Leistungsfähigkeit erprobt werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ostseefahrt.

Von Friedrich Wiese.

Die Bordbank einer Segelyacht ist hart. Aber wenn man den ganzen Tag am Steuer gesessen, „Auskiek“ gehalten und „Zeug“ gegeben und gerefft hat, dann ist sie zum Ausruhen gerade weich genug.

Lang ausgestreckt schaute ich in das tiefe Nachtblau über mir. Es war, als schwebten wir langsam durch eine ungeheure mattschimmernde Hohlkugel, dicht über der glitzernden Brücke, die der Mond auf dem Wasser von der Yacht in märchenhafte Fernen schlug. Der scharfe Nordwest war schon am Vormittag eingeschlafen, nur ein leichter Westwind schwellte die Segel. In gleichmäßiger weiter Dünung erstarb das Ungestüm der Wellen. — Wie ein kleines Kind war die See, das geweint hatte und nun leise schluchzend einschlief.

Losgelöst von Grenzen, Schranken und Gesetzen. Ganz still liegen, nichts tun und doch dem Ziele näher kommen. Oder — eine Wendung des Steuers, dann wieder still liegen, viele, viele Stunden, Tage; — und anstatt im nahen Dänemark würde die Yacht an die Ufer des roten Rußland, des fernen Finnland stoßen. — Alles, alles ist fern. Jetzt nur auf Stunden die eigene Zeit abstreifen und in anderen Zeiten leben können! Und so still ist alles, so klingend still! —

Da — sind das nicht Töne, tief, tief unten? Langsam, schwer, unendlich weit klingen sie. Und immer klarer dringen sie herauf, ein Glockenschlag nach dem anderen, langsam — langsam, tief — tief — unten. Ich schwebe über dem Wasser. Eine grüne Lichtflut dringt herauf, und weit unter mir ist eine Stadt. — Vineta. Aus dem hohen Turm eines Domes dröhnen die Glockenschläge, dunkelrotes Licht quillt aus den Spitzbogenfenstern. Aber die Straßen sind leer, erstorben. Schwarze Algen recken sich gierig zu mir herauf, eine schwarze Frauengestalt schreitet langsam, wie suchend zwischen ihnen hindurch. Aber kommt sie an den großen freien Platz vor dem Dom, dann blendet sie der Schein all des Silbers und Goldes, das wie achtlos hingeworfen dort liegt. Und sie flieht, — um langsam wieder den Weg zur Kirche zu suchen. —

Ein großer dunkler Schatten schwebt über der Stadt dahin, geisterhaftes Segel, Drachenköpfe mit glühenden Augen. Normannenschiffe ziehen zu Krieg und Raub. Der Schild ist mir so schwer und es fröstelt mich in dem eisernen Panzer. In rauschender Fahrt nähert sich die Flotte der Insel Seeland. Plötzlich ist es Tag. Am Strande der Insel steht Gudrun, das weiße Linnen in ihrer Hand flattert, als winke sie mir zu. Aber über ihr auf den Klippen ragt Hamlets dunkle Gestalt gen Himmel, die Brust durchstochen von einem Degen. Und als ich zögerte, in das Meer zu springen, um Gudrun, meiner Königin, die Ankunft ihrer Befreier zu melden, da ruft er mir zu: „Sein oder Nicht-

sein, Sein oder Nichtsein!" — Dann knie ich vor der Königin an Strande: „Königin, Königin —!" Eine Welle leckt hoch, schlägt mir ins Gesicht —.

Ich erwachte prustend, mein Bordkamerad hatte mich mit einem Spritzer aufgeweckt und knurrte brummig: „Man los an den Auskieck, ich will auch schlafen!" — In einen dicken Mantel gehüllt setzte ich mich auf meinen Posten. Trübe brannte das grüne und das rote Seitenlicht, kleine Wellen brachen sich plätschernd an der Seitenwand; vom Bug her ertönte ein ununterbrochenes feines glashelles Klingen. Die letzten Lichter der deutschen Küste waren längst entschwunden. Ganz weit vorn tauchten zwei Blinkfeuer auf, verschwanden, tauchten auf, — in bestimmter Reihenfolge. Das eine kam von der schwedischen, das andere von der dänischen Küste. Ein Blick auf die von der kleinen Öllampe erleuchtete Kompaßscheibe: der Kurs war richtig, in 12 Stunden konnten wir in Kopenhagen sein.

*

In langsamer Fahrt durchquerte die Yacht den Hafen der dänischen Hauptstadt. Die schönen Türme hatten uns auf See stundenlang den Weg gewiesen. Im Hafen waren die Flaggen fast aller seefahrenden Nationen vertreten. Unweit unserer Anlegestelle hatten vier amerikanische Torpedobootszerstörer und ein Schulschiff festgemacht, und es herrschte dort ein reges Leben, denn die Kriegsschiffe waren gerade der Besichtigung freigegeben. So angenehm die Linienführung und der schneidige Bau der Torpedobootszerstörer berührte, so unangenehm war ihre Besatzung. Die amerikanischen Matrosen machten mit ihren schwächlichen Gestalten und schlappen Bewegungen keinen guten Eindruck. Ihre Uniformen waren aus grobem, schlechtem Stoff, und selbst die Ausgehuniformen mit Flicken und Flecken übersät. Die weißen Käppis, zerknüllt und unsauber, saßen auf fettglänzendem, struppigem Haar über unrasierten Gesichtern. Bedeutend verschlechtert wurde der Eindruck noch dadurch, daß sich unter der Besatzungsmannschaft auch viele Philippinos und Chinesen befanden. Die von den Kriegsschiffen gestellten Stadtpatrouillen waren mit weiten blauen Hosen und bis zur halben Wade reichenden mostrichgelben Schnürgamaschen bekleidet. Um den Leib trugen sie ein naturledernes Koppel, an dem ein riesiger hölzerner Prügel hing und es schräg nach einer Seite herunterzerrte. Das sind die Werkzeuge, mit denen die Männer aus dem Lande der Freiheit sich gegenseitig Ordnung beibringen!

Als die Sonne hinter den Türmen und Dächern der Stadt verschwand und die Masten, Speichergebäude und Ladekräne groteske Schatten auf das aufgewühlte Wasser des Hafens warfen, war „klar Schiff" und „landfein" gemacht. Zum ersten Male betrat ich das Land, von dem die alten Heldenlieder, die Gudrunsage und das Nibelungenlied künden, und ich dachte an all die rauhen nordischen Helden. Man soll sich aber niemals gute Vorstellungen von fremden Ländern machen, die Enttäuschung kommt doch. Wenn ich auch nie geglaubt habe, eine Gudrun in Kopenhagen zu finden, aber daß das nordische Volk der Dänen germanisch stolz und stark wäre, hatte ich doch wenigstens gehofft. Dem Spaziergänger auf der herrlich am Sund gelegenen Promenade Kopenhagens, der „Langelinie", werden auch die leisesten Hoffnungen genommen. Das unheimliche Gefühl, das man in so vielen Städten hat, die das Leben eines Volkes widerspiegeln, das Gefühl des Verfalls, der Dekadenz, drängt sich dem Beobachter auch hier mit rücksichtsloser Gewalt auf. Wie ein Vampyr saugt auch hier die Pariser Lebensart, die Lebensart eines degenerierten, aussterbenden Volkes an dem Mark eines gesunden. Die großen, stark gebauten dänischen Frauen kleiden sich nach der Mode der kleinen, puppenhaften Französinnen, und Bubikopf, Puder, Augenbraun- und Lippenstift werden bis zur Unerträglichkeit angewandt. Die Männer der Stadt schlendern vielfach nachlässig und ohne Körperhaltung dahin. Ihnen sieht man es an, daß sie Turnen und Sport nicht kennen, und ihre Gesichter sind schwammig, dekadent, müde. Überall hat der Genuß und das weibliche Leben seine Spuren hinterlassen. Die Kopenhagener fühlen sich wohl in ihrem „Tivoli", dort haben sie Pracht und Vergnügen. Wenn es dunkel geworden ist, beginnt da erst das Leben. Tausende von elektrischen Glühbirnen schleudern Kaskaden von Licht in die Nacht. Bald glaubt man in Indien zu sein, bald in Italien, in Griechenland oder in wilden Felsengebirgen. Überall drängt sich eine unübersehbare, genußfreudige Menge. Hier sitzt eine alte Dame im Karussel, auf dem Holzpferd, das andauernd galoppierende Bewegungen macht. Nur mit Mühe hält sie sich auf dem Pferd und ihren Hut auf dem Kopf, aber — es macht ihr unbändigen Spaß! Dort zahlt ein würdiger Herr 30 Öre, für die er einige Holzkugeln erhält. Damit wirft er in einen Stoß aufgeschichteter Teller, die eigens zum Zerwerfen da sind, und ist beglückt, wenn es klirrt.

*

Nach wenigen Tagen schon sehnte ich mich heraus aus dem Staate Dänemark, in dem nicht nur manches, sondern vieles faul zu sein scheint. Und als unsere Yacht wieder durch den Hafen davonrauschte, freute ich mich der einsamen schönen Stunden auf See.

Dichter Nebel hinderte die Sicht, ringsum brüllten die Nebelhörner großer Schiffe. Von Zeit zu Zeit nur tauchte ein Segler still und geisterhaft aus dem grauen Dunst und zog lautlos seines Weges. Bald kam Bewegung in die dem Seemann so gefährlichen Nebelschwaden, ein Wind schob sie weg. In hastigen Böen fegte er daher, begleitet von Regenschauern. Es begannen schwere Stunden für die Besatzung der Yacht. Der Wind war ungünstig, es mußte gekreuzt werden. Die Yacht lag schief, und trotz Ölzeug durchnäßten wir bis auf die Haut. An Essen war bei dem Wetter auch nicht zu denken, der Magen knurrte, Kopf und Augen schmerzten vom vielen Ausguckhalten und dem scharfen Winde. Dazu wurde es früh dunkel. Ständig mußten wir auf dem Posten sein. Langsam verrann Stunde auf Stunde. Endlich, gegen Mitternacht, waren wir in der Nähe der Rügenschen Steilküste. Jetzt war es eine schwierige Wahl: noch weiterhin dem zunehmenden scharfen Winde auf hoher See ausgesetzt sein, aber genügend tiefes Fahrwasser haben, oder, um Windschutz zu haben, unter der Gefahr des Auflaufens auf Felsen möglichst nahe an die Küste zu gehen. Die Yacht hätte einen Sturm auf hoher See wohl kaum ausgehalten, und so wählten wir letzteres. Der Mond war aufgegangen, aber nur auf Sekunden ließen ihn die schwarzen, windzerrissenen Wolken in ihrer wilden Jagd frei. Dann fiel sein fahles Licht auf die Kreidefelsen der Küste, die geisterbleich aufleuchteten. Wie das Versteck böser Geister lasteten die schwarzen Wälder auf den Felskuppen, die Schluchten schienen in die dunkle Hölle zu führen. In der Takelage heulte und pfiff der Wind sein wütendes Lied, die hölzernen Rollen schlugen krachend gegen den Mast. Die Yacht wurde tief auf die Seite gedrückt, das Segel schleifte im Wasser, es mußte gerefft werden. Ein recht gefährliches Manöver in solcher Lage! Halb kriechend, halb gehend schoben sich zwei Mann über das Vorschiff an den Bug, die Hände krampften sich fest an die Taue. Wer jetzt über Bord geht, ist rettungslos verloren! Minutenlang wurde gearbeitet, zu beiden Seiten die brodelnde schwarze See. Der geisterhaft schimmernde Schaumstreifen eines Wellenkammes rauschte heran, eine Sekunde lang schwebte das Vorschiff frei in der Luft über einem schwarzen Abgrund, dann schoß die Yacht drei Meter tief herunter, schlug krachend in das Wellental. Weißer Gischt überflutete zischend und brodelnd das Deck.

Als das Reffen beendet war, gingen wir triefend vor Näffe unter Deck, um irgendwo, möglichst wo man nicht hin und her geschleudert werden konnte, in unruhigen, traumlosen Schlaf zu versinken. Nur eine Wache blieb oben und starrte in das Toben der See.

Als die trübe fahle Morgendämmerung anbrach, waren wir vor Saßnitz. Majestätisch zog der große Fährdampfer mit seinen hellen Lichterreihen an uns vorüber, einen ganzen Eisenbahnzug in seinem Innern tragend. Dort saßen die Reisenden bequem in ihren Polstern und fuhren schlafend, lesend oder plaudernd, kaum berührt von dem Toben der Ostsee denselben Weg in wenigen Stunden, zu dem wir mehr als einen Tag brauchten in harter Arbeit und steter Gefahr.

Dumme Leute, diese Sportsegler!

---

50 Jahre Zivil-Ehe.

Kurzer geschichtlicher Rückblick.

(Nachdruck verboten.)

Man hat vielfach angenommen, daß die Zivilehe ein Kind der französischen Revolution von 1789 sei. Mit Unrecht. Die Zivilehe bestand — allerdings in anderer Form — bereits im Mittelalter. Sie bestand damals als gegenseitiges Versprechen der beteiligten Personen unter sich und privatim. Zwar beteiligte sich der Staat an diesem privaten Versprechen der Beteiligten nicht durch die Zeugenschaft einer beamteten Person, aber das gegenseitige Versprechen war allgemeiner Brauch und kann deshalb als zivile Ehe bezeichnet werden, die dadurch ihre Weihe erhielt, daß die Kirche sie bestätigte.

Wenn man jedoch heute von Zivilehe spricht, so versteht man darunter ein Eheversprechen von Mann und Frau vor einem Vertreter des Staates, dem Standesbeamten, im Gegensatz zu dem Eheversprechen vor dem Priester, dem Vertreter der Kirche (kirchliche Ehe). Die bürgerliche oder zivile Ehe in diesem Sinne ist noch verhältnismäßig jung, bestand aber auch schon vor der französischen Revolution.

Als erster unter den Staaten der abendländischen Kultur hat Holland die Zivilehe im Jahre 1580 eingeführt. Erst viel später — 1653 — nahm England die Zivilehe auf. Die Kindheitsgeschichte der Zivilehe in diesem Lande ist, da die Einrichtung hier auf großen Widerstand stieß, besonders interessant. Nur mit Widerwillen fügte sich der konservativ gesinnte Engländer dem neuen Gedanken, wie einige Aussprüche aus jener Zeit bezeichnend dartun. So einer: „Der blutige Tyrann Cromwell hat uns zuerst mit der Zivilehe bedacht.“ Ein anderer meinte sogar, das Gehängtwerden und Heiraten seien sich nahe verwandt geworden, da ein und derselbe Richter sowohl bei dem einen, als auch bei dem anderen beteiligt sei. — Von vielen wurde das öffentliche Aufgebot bei der Ehe anfänglich für schamlos gehalten, weshalb sich mancher nicht zum Heiraten entschloß oder sich heimlich trauen ließ. So kam es, daß die Wirtschaften in der Regel einen Geistlichen hielten, der bereit war, heiratslustige Personen in aller Stille zu vermählen. Einer dieser Geistlichen rühmte sich, in dreißig Jahren 36 000 solche Paare verbunden zu haben. Zu den also Getrauten zählten sich nicht selten Glieder hochangesehener Familien, wie James of Hamilton, der Lordkanzler Ellesmore, Sir Edward Coke und viele andere. Charakteristisch ist die Verurteilung der Zivilehe durch den Verfasser der geistvollen Zeitbriefe und Memoiren, Horace Walpole (gest. 1797). Dieser schrieb einmal einer befreundeten Dame: „Was würden Mylady sagen, wenn Sie während dreier Wochen dreimal in der Pfarrkirche aufgeboten werden müßten? Ich glaube, Sie hätten eher ein Witwenkleid Zeit Ihres Lebens getragen, als sich solch einer schamlosen Zeremonie unterworfen.“

Weniger Widerstand fand die Einführung der Zivilehe in den übrigen Staaten. In Frankreich wurde sie zuerst 1787 für die Protestanten eingeführt, die sich von einem katholischen Priester nicht trauen lossen wollten, 1792 wurde sie allgemein. Um dieselbe Zeit (1787) kam der Brauch auch nach Belgien.

In Deutschland dauerte es längere Zeit, bis sich die Zivilehe eingebürgert hatte. 1847 wurde sie in Preußen zum erstenmal für die Juden eingeführt. Außerdem bestand sie um diese Zeit in den Ländern des Westens, wo der Code Napoleon in Geltung war, also in Rheinpreußen, Rheinhessen und in der Pfalz. Später wurde sie wieder abgeschafft, nur in Oldenburg, Baden und in Frankreich vermochte sie sich zu halten.

Im Laufe der nächsten Jahrzehnte faßte der Gedanke der bürgerlichen Ehe fast in den meisten europäischen Staaten Fuß, so in Italien, Österreich. Spanien, Belgien, der Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, selbst in einzelnen Teilen von Südamerika, sowie in den meisten Staaten Deutschlands.

Zu allgemeinem Recht wurde die Zivilehe in Deutschland erst im Jahre 1875, und zwar durch das Gesetz vom 6. Februar über die Beurkundung des Personenstandes. Mit der Neuregelung des bürgerlichen Rechts im Jahre 1900 ging dieses Gesetz im Bürgerlichen Gesetzbuch auf, wo es heute die Grundlage des vierten Buches über das Familienrecht bildet.

Dr. J. W.

Die U-Bootsidee im 18. Jahrhundert.

Daß die Erfindung eines lenkbaren Luftschiffes schon lange auserlesene Köpfe beschäftigt hat, ist bekannt. Sie befaßten sich aber ernsthaft und aus Überzeugung damit. Weniger bekannt dürfte sein, daß im Anfang des 18. Jahrhunderts ein Schwindler schon einmal den U-Boots-Gedanken aufgefischt hat, und zwar ganz gewiß in der Absicht, Leichtgläubige damit an der Nase herumzuführen. Joh. Ernst Elias Beßler (geb. 1680 bei Zittau) veröffentlichte 1739 eine Schrift: „Der durch allmächtigste Wundermacht ohnmächtig gemachte Neptunus“. In dieser Schrift nun behauptete Beßler, eine Maschine erfunden zu haben, mit Hilfe deren er sich augenblicklich im Meere verbergen, sogar bis auf den Grund fahren und Stunden, ja Tage daselbst verweilen könne. Man könne in derselben nicht bloß auch unter dem Meere notdürftig sehen, sondern auch lesen, essen und trinken, stehen, gehen, sitzen, liegen, ruhen, schlafen, nach Belieben hervorkommen und wieder untertauchen, sowie im Wasser ungesehen herumschwimmen. Diese „unverbesserliche Konservationsmaschine“ sollte besonders zur Rettung verunglückter Schiffe, Menschen und Güter, aber auch zum Schutze gegen Seeräuber, Stürme und sonstige Seegefahren dienen. Er wolle sein Projekt aber nur „Kaisern, Königen und großen Seemächten unter räsonnablem Accord eröffnen“. Hier hätten wir also rund und nett die U-Boot-Idee. Daß Beßler — er nannte sich Beßler-Orffyré, der besseren Wirkung halber — an sein Projekt selbst im Ernst wohl schwerlich geglaubt haben wird, liegt auf der Hand, wenn man seinen Lebenslauf kennt, den er als Wunderdoktor, Mönch, Soldat, Drechsler, Uhrmacher, Steinschleifer, Sterndeuter, Pulvermacher, Wachsbossierer, Alchymist, Mechaniker, immer vom Odium des Geheimnisvollen umwittert, durcheilte. Außerdem war auch sein anderes Projekt — oder eines seiner Projekte — ein Schwindel, nämlich das „Perpetuum mobile“, auf das der Landgraf Karl von Hessen-Kassel „hereinfiel“, und zwar im Jahre 1717. — In dem stellenweise imponierenden Aufmarsch der Abenteurer des 18. Jahrhunderts, mit einem Cagliostro, Casanova, St. Germain an der Spitze, macht uns der Projektenmacher Beßler-„Orffyré“ keinen so gewaltigen Eindruck. Über das persönlich Abenteuerliche hinaus aber mögen wir heute wohl nicht ohne Stolz den Lauf der Idee und ihren Sieg feststellen —: vor 200 Jahren ein utopistisches Schwindelprojekt, heute ein ausgeführtes Werk. Und vielleicht sehen wir auch in Beßler-„Orffyré“ einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Liszts Höflichkeit.** Kaiser Nikolaus I. von Rußland veranstaltete Liszt zu Ehren eine Hoffestlichkeit und forderte den Meister auf, etwas zu spielen. Liszt kam dem Wunsche sofort nach; mitten im Spiel aber blickte er einmal auf und da fiel sein Blick auf den Kaiser, der anstatt zuzuhören sich mit einem seiner Feldherren unterhielt. Liszt spielte weiter, doch in gereizter Stimmung, der Kaiser aber fuhr ungestört in seinem Gespräch fort. Eine Weile noch — dann vermochte Liszt es nicht mehr zu ertragen: er brach plötzlich — mitten im Stück — ab! Sämtliche Höflinge sahen einander sofort verwundert an und der Kaiser ließ bei dem großen Künstler anfragen, was geschehen sei, das ihn am Weiterspielen hindere. „Wenn der Kaiser spricht,“ sagte der Meister, „soll jeder andere schweigen.“ Am folgenden Morgen schickte der Kaiser, der den Wink durchaus verstand, Liszt einen kostbaren Brillantring.

*

* **Einbrüche zu Reklamezwecken.** Zuweilen liest man von Einbrüchen bei Operetten- und Filmstars, bei denen dann gewöhnlich Kostbarkeiten von gewaltigem Wert entwendet sein sollen. Die genannten „Künstlerinnen“ suchten dann diese Einbrüche zu Reklamezwecken auszunutzen. Geschäftstüchtigen Amerikanern blieb es vorbehalten, diese „Zufälligkeiten“ in ein System zu bringen. Kürzlich wurde in Neuyork, so schreibt der „Vorwärts“, eine Bande festgenommen, die aus vier berüchtigten Einbrechern bestand und unzählige Einbrüche in Juweliergeschäften verübt haben sollte. Der Anführer der Bande, ein gewisser Robert Durbin, erklärte beim Verhör, daß er die Einbrüche gegen monatliche Bezahlung auf Bestellung begangen habe. Sein Auftraggeber sei ein Reklamechef namens Henry Lodge, der Direktor der „Union Relame Company“ gewesen. Dieser wurde verhaftet und bestätigte beim Verhör Durbins Geständnis. Die Polizei beschlagnahmte die Bücher der Firma und brauchte zu deren Beförderung zwei Lastautomobile. Sechs Sachverständige und zwölf Detektive arbeiteten Tag und Nacht, um die Bücher zu prüfen. Das Ergebnis war überraschend. Die Firma stand mit 250 großen Neuyorker Geschäftshäusern, darunter angesehenen Firmen, in Verbindung, und ließ bei diesen auf deren Wunsch Einbrüche ausführen. Letztere sollten teils zur Reklame dienen, weil bei dieser Gelegenheit der Name der Firma in der Presse genannt wurde, teils um der betreffenden Firma zur Erlangung der hohen Einbruchsversicherungssumme zu verhelfen. Dafür leistete sie der Union Reclame Company gern hohe Bezahlung. Als die Zeitungsnachrichten über diese saubere Art, Geschäfte zu machen, erschienen, setzten die bloßgestellten Geschäftshäuser alle Hebel in Bewegung, um den Folgen ihrer strafbaren Handlungsweise zu entgehen. Man steckte sich hinter Politiker, damit diese die Polizei beeinflussen sollte, jedoch ohne Erfolg. 24 Stunden nach dem Verhör des „Direktors“ Lodge waren bereits 40 Geschäftsinhaber verhaftet, darunter mehrere bekannte Millionäre. Darauf widerrief Lodge seine erste Aussage und schützte vor, daß er diese in der Betrunkenheit gemacht habe. Durbin sagte ihm jedoch ins Gesicht, daß er ihn für monatlich 800 Dollar angestellt habe zu dem Zweck, bei gewissen Firmen Einbrüche zu verüben. Durch diese Reklameeinbrüche haben ungefähr 50 größere Neuyorker Versicherungsgesellschaften Millionen von Dollar verloren.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.